



MENSCH DES TAGES



PIERRE BRICE
Schauspieler

Der Häuptling

Ein „bisschen naiv“ seien sie ja schon gewesen, die Winnetou-Filme, hat Pierre Brice in der Weisheit seines Alters einmal zugegeben. Aber die Deutschen hätten sich nach dem Krieg nach Werten wie Frieden, Freiheit und Menschenwürde gesehnt, sagte der Star, dessen Fans ihm auch nach einem halben Jahrhundert die Treue halten. Nur bei der Parodie „Der Schuh des Manitu“ von Michael „Bully“ Herbig lässt er nicht mit sich reden: Das sei „Schwachsinn“. Am Donnerstag wird der Winnetou-Darsteller 85 Jahre alt.

Selten sind bei einem Schauspieler Filmfigur und Mensch so stark verschmolzen wie bei Pierre Brice. 1929 wurde er als Baron Pierre Louis Le Bris in Brest in der Bretagne geboren. 1962 verkörperte er zum ersten Mal den Apachenhäuptling Winnetou, in „Der Schatz im Silbersee“, einem Film des legendären Produzenten Horst Wendlandt.

Er habe eigentlich keine Lust gehabt, einen Indianer zu spielen, hat Brice einmal erzählt, die Figur dann aber mit eigenen Ideen ausgestattet wie dem Blick in die Ferne oder der ausladenden Armbewegung zur Begrüßung.

3. FEBRUAR
EREIGNISSE

2011: Der verfügbare Pool an IPv4-Adressen für Computer, Handys und andere Geräte mit Netzanschluss ist ausgeschöpft. Nun ist ein beschleunigter Übergang zum Nachfolge-Standard IPv6 notwendig.

2009: Der Iran bringt seinen ersten selbst gebauten Satelliten in eine Erdumlaufbahn.

2004: In neuer Weltrekordzeit von nur 72 Tagen und 22 Stunden ist der Franzose Francis Joyon mit einem Trimaran allein die Erde umsegelt. Er landet in Brest, wo seine Tour begann.

1994: Der amerikanische Präsident Bill Clinton hebt das seit 19 Jahren bestehende US-Handelsembargo gegen Vietnam auf.

1969: Jassir Arafat wird Vorsitzender der PLO.

1959: Ein Flugzeug mit den Rock 'n' Roll-Stars Buddy Holly, Ritchie Valens und The Big Bopper an Bord stürzt kurz nach dem Start in einem Schneesturm im US-Bundesstaat Iowa ab. Alle Insassen kommen ums Leben.

1934: Die „Deutsche Luft-Hansa“ nimmt den Postflugdienst von Europa nach Südamerika auf.

1830: Im Londoner Protokoll wird Griechenland als unabhängig anerkannt und eine Erbmonarchie eingeführt.

GEBURTSTAGE

1979: Marie Zielcke (35), deutsche Schauspielerin („Planet Alex“)

1939: Michael Cimino (75), amerikanischer Filmregisseur („Die durch die Hölle gehen“)

TODESTAGE

1989: John Cassavetes, amerikanischer Schauspieler und Regisseur („Eine Frau unter Einfluss“), geb. 1929

1959: Buddy Holly, amerikanischer Sänger („Peggy Sue“), geb. 1936



Bibliometrische Kennzahlen können wertvolle Informationen liefern – wenn man weiß, was dahintersteckt.

Foto: Unibibliothek Regensburg

Die Messbarkeit von Wissenschaft

INTERVIEW In seinem aktuellen Buch beschäftigt sich Dr. Rafael Ball mit den Möglichkeiten und Grenzen der Bibliometrie. Die wird auch für Unis immer wichtiger.

Bei der Bibliometrie geht es darum, wissenschaftlichen Output und dessen Wahrnehmung zu messen. Warum ist das im heutigen Wissenschaftsbetrieb wichtig?

Es war schon immer wichtig, die Qualität dessen, was in Wissenschaft und Forschung geleistet wird, festzustellen. Dass man das Ganze jetzt quantifiziert ist heute unumgänglich, weil Wissenschaft zu einem Massenphänomen geworden ist. Vor 100 Jahren konnte man noch die entscheidenden wissenschaftlichen Kollegen in Europa und der Welt per Namen, man wusste, woran sie forschten und welche Theorien sie vertreten. Heute ist die Anzahl der Disziplinen, der Forscher und damit auch die Anzahl der Veröffentlichungen exponentiell angestiegen. Vor diesem Hintergrund ist die individuelle Bewertung von Einzelleistungen kaum noch möglich.

Wie lässt sich der Output von Wissenschaftlern messen?

Die Bibliometrie zielt immer auf die Veröffentlichung ab, nicht auf andere Leistungen. Das Wort kommt aus dem Griechischen und bedeutet das Messen von Büchern. Der erste Ansatz von Bibliometrie ist also die Menge dessen zu messen, was ein Wissenschaftler veröffentlicht. Der nächste Schritt ist, die Wahrnehmung der Veröffentlichungen eines Wissenschaftlers zu messen. Das kann man darüber feststellen, wie oft ein Buch verkauft wird. In der Wissenschaft hat sich für die Bibliometrie aber als Basiskennzahl die Zitation durchgesetzt. Man schaut also, wie oft Veröffentlichungen eines Wissenschaftlers von anderen zitiert werden.

Ist dann automatisch derjenige der besse-

re Wissenschaftler, der mehr veröffentlicht hat oder öfter zitiert wird?

Eine einzelne Zahl sagt noch gar nichts aus. Nur ein Gesamtset an Maßzahlen gibt eine verlässliche und auch eine annähernd ehrliche Aussage. Dazu gehört natürlich die Menge – es ist ein Unterschied, ob jemand in drei Jahren 50 Publikationen schreibt oder nur fünf –, dazu zählt aber auch die Anzahl der Zitationen. In der Bibliometrieforschung hat sich die Zitierate, also die Anzahl der durchschnittlichen Zitate pro Artikel, als ein verlässlicher Wert durchgesetzt. Man könnte die Zitate auch danach beurteilen, wer sie macht. Wenn ein Nobelpreisträger andere Wissenschaftler zitiert, ist das womöglich ein höherwertiges Zitat als die Zitation durch einen Studenten.

Kritiker befürchten, dass diese quantitative Erfassung Einfluss auf das Verhalten von Wissenschaftlern haben könnte. Um oft zitiert zu werden, könnten sie lieber viele Zeitschriftenbeiträge schreiben als eine umfangreiche Monografie.

Die Gefahr besteht, dass Wissenschaftler strategisch arbeiten und sich so verhalten, dass sie möglichst hohe Kennzahlen erreichen. Dieses sogenannte strategische Verhalten kann durch Bibliometrie gefördert werden. Das muss man einfach sehen. Gleichzeitig ist es aber auch kaum mehr möglich, die Leistung von Wissenschaftlern wirklich wertfrei festzustellen. Gerade wenn es um die Beurteilung von Personen geht, muss man ein möglichst großes Set an Kennzahlen und Bewertungskriterien heranziehen. Es muss davor gewarnt werden, Bibliometrie als alleinige Bezugsgröße zur Bewertung von wissenschaftlicher Leistung zu setzen, wenn es etwa um die Berufung von Wissenschaftlern geht.

Bei Berufungsverhandlungen spielt der sogenannte Impactfaktor oft eine große Rolle. Was kann man damit messen?

Die korrekte Bezeichnung ist Journal Impactfaktor (JIF). Er berechnet sich aus dem Verhältnis der Zahl der

veröffentlichten Artikel und der Zitationen darauf. Mit dem Journal Impactfaktor lässt sich also die Qualität der Beiträge einer Zeitschrift messen. Wenn eine Zeitschrift einen JIF von 21 hat, heißt es, dass die Artikel in dieser Zeitschrift im Durchschnitt öfter zitiert werden als die Artikel einer Zeitschrift, die einen JIF von 10 hat. Zur Personenbewertung ist diese bibliometrische Größe völlig ungeeignet. Dennoch werden in Berufungsverhandlungen etwa in der Medizin Kandidaten immer noch nach ihrem Impactfaktor gefragt.

Gibt es im Wissenschaftsbereich eine Art Wettkampf um die besseren Kennzahlen?

Ja, es ist ein Wettbewerb im Gange und er wird vor allem von naturwissenschaftlich-technischen Universitäten und Forschungsreinrichtungen geführt. Die leistungsorientierte Mittelvergabe wird zu einem großen Teil schon auf bibliometrische Daten begründet. Es gibt sogar Institutsdirektoren, die zu Jahresbeginn mit ihren Mitarbeitern bibliometrische Zielvereinbarungen treffen. Da heißt es knallhart: „Du bekommst eine Ver-

tragsverlängerung wenn du drei Paper in einem Journal mit einem Impactfaktor von 25 veröffentlichst.“ Auch die Verhandlungen über Zulagen bei Berufungen werden zum Teil über bibliometrische Kennzahlen geführt. Hier ist es sehr wichtig zu wissen, worauf diese Kennzahlen beruhen und ob sie manipulierbar sind.

Auch bei Rankings spielen bibliometrische Kennzahlen eine Rolle. Hier gibt es Kritik an der Auswahl der Zeitschriften, die herangezogen werden.

Das Grundproblem der Bibliometrie ist die Datenbasis. Auf der Welt gibt es etwa 200 000 wissenschaftliche Zeitschriften. In den zentralen Datenbanken, auf denen Bibliometrie basiert, werden fünf Prozent dieser Zeitschriften abgebildet. Den Rest ignoriert man. Wenn man also Bibliometrie anwendet und auch diese Rankings akzeptieren will, muss man gleichzeitig auch akzeptieren, dass man auf dieser speziellen Datenbasis arbeitet. Das aus meiner Sicht wichtigere Problem ist, dass die Disziplinen in den Datenbanken unterschiedlich abgebildet sind. Geisteswissenschaftler publizieren häufig Bücher oder Sammelbände, in den Naturwissenschaften oder der Medizin sind Zeitschriftenartikel Standard. Mit den gängigen bibliometrischen Systemen sind Geisteswissenschaften eigentlich noch nicht erfassbar.

Welchen Einfluss hat das Internet auf die Bibliometrie?

Durch die Verfügbarkeit von wissenschaftlichen Publikationen im Internet bekommt man weitere quantitative Kriterien, um die wissenschaftliche Leistung von Forschungsooutput zu bewerten. Sogenannte alternative Metriken, Altmetrics oder auch Webometrie genannt, sind im Kommen. Dabei schaut man nicht mehr, wie viele Bücher ein Wissenschaftler geschrieben hat, sondern wie seine Webaktivitäten sind. Man kann zum Beispiel die Download-Zahlen eines Artikels messen, dessen Verlinkungen oder die Anzahl der Kommentare in Wissenschaftsblogs. Das wird in Zukunft eine Alternative zu klassischen Datenbanken sein.

Interview: Louisa Knobloch, MZ

INTERVIEW



DR. RAFAEL BALL
Direktor der
Universitätsbibliothek Regensburg